Nr. 178. 42. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Mittwoch, 9. April 1913

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteure: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die Heeresreformvorschläge.

Wer die Militärverhandlungen in der französischen Kammer verfolgt, muß erstaunt sein, daß so zahlreiche Abgeordnete sich in militärischen Dingen so gut auskennen, als wären sie selbst im Betriebe der Heeresverwaltung tätig oder gar — schon ein Weilchen Kriegsminister gewesen. Das große und tiefe Interesse, das die ganze französische Nation den Heereseinrichtungen entgegenbringt, und die Beachtung, welche das Kriegsministerium den Wünschen der Abgeordneten widmet, stehen in enger Wechselbeziehung. Eines fördert das andere, und das Resolutionen nicht lange aufhalten, schnell zur Wirklichkeit werden und in ihrer Mehrzahl bewirkt haben, daß heute der Reichskanzler und der Kriegsminister der größten Kriegsmacht Mitteleuropas von einer guten, sehr guten, französischen Armee sprechen müssen. Wir können nur wünschen, mit etwas mehr Tempo endlich zu ähnlicher Ernte zu kommen, nachdem jetzt das zehnjährige Jubiläum des freisinnigen Antrages auf Einführung rechtlicher Reformen in der Armee gefeiert worden ist. Diesem Gedenktage werden weitere folgen. Ob aber die preußische Militärverwaltung in ihrer engherzigen Halsstarrigkeit in absehbarer Zeit einsehen wird, daß die Armee reif zu innerer Reform ist — das ist eine ganz andere Frage. Volk, Presse, Reichstag wenden sich an die Heeresverwaltung, aber nur deshalb an diese Adresse, weil in ihr das Organ des obersten Kriegsherrn zu erblicken ist. Mehr wie ein Organ ist sie nicht, und einzelne Organe kann man bekanntlich gewaltsam aus dem Gesamtorganismus entfernen, wenn sie nicht mehr tanzen, wie gepfiffen wird. Mit voller Persönlichkeit setzte sich nur der tüchtige Bronsart ein, und der mußte zum Schaden der Reformideen allzu früh aus Operationsmesser.

Zu solchen Erörterungen regte der zweite Tag der Heeresdebatte an. Er ließ aber auch erkennen, daß es in unserem Parlament gleichfalls an Männern nicht fehlt, die nach Art ihrer französischen Kollegen mit einem achtenswerten Fleiß und einer einschneidenden Sachkenntnis, militärische Fragen zu vertreten verstehen. Der Kriegsminister nannte Dr. Müller-Meiningens temperamentvollen Kampf für die Reformen im Heer eine teilweise Uebertreibung der Wirklichkeiten. Nun, er mußte es tun! Hätte er geschwiegen, war er zwar weiser erschienen, dafür aber in kurzer Frist „befördert" worden. Und das soll mancher Persönlichkeit peinlich sein. Nein, Müller-Meiningens Material stammt offenbar aus Quellen, welche die Reformbedürfnisse des Heeres vielleicht genauer kennen, als der in den Wolken schwebende Kriegsminister Preußens selbst. Die „militärischen Lehrdörfe" gruppieren sich auch um kleinere Throne.

Aus der Rede des fortschrittlichen Abgeordneten klang ein frischer, offener Ton heraus, den es nur südlich der Mainlinie gibt. Einst hat preußische Tradition süddeutsche Wachtsoldaten reformiert, jetzt kann süddeutsches Verständnis für den Fortschritt das träge Blut des preußischen Militärorganismus zu schnellerem Fluß anregen. Schwaben und Bayern fürchten sich nicht vor dem militärpolitischen Snobismus unserer Hurrapatrioten. Dort gewinnt er keinen Einfluß auf hohe und sehr hohe Stellen im Heere und trotz des Gekreis der Ueberpatrioten bleibt man kalten Blutes und kritischen Blickes in militärischen Angelegenheiten.

Mit der allgemeinen Wehrpflicht soll dem Reiche gegeben werden, was es im Ausblick auf eine immerhin nicht ganz sorgenfreie Zukunft braucht. Aber zugleich müssen die Forderungen durchgesetzt werden, die im letzten Ende zum Bestehen des Heeres dienen. Wohl wird ihre Verwirklichung auch die finanziellen Lasten des Volkes erleichtern. Das Endziel aber soll sein eine möglichste Abkürzung der Dienstzeit, die wir schon einmal ohne den geringsten Schaden für die Kriegstüchtigkeit, aber zum Segen unserer gesamten Volkswirtschaft um ein Drittel reduzieren konnten. Glaubt denn der Kriegsminister, alle die langgedienten Offiziere, denen durch Pensionierung das Recht der Meinungsäußerung gegeben wurde, machten aus ihrem Herzen eine Mördergrube und sprächen und schrieben anders, als ihnen Ueberzeugung und Erfahrung gebietet? Weiß er nicht, daß sie die ersten sind, die übermäßigen Tand des Standes, die Verschwendung der Ausbildungstage durch zopfiges Spiel bekämpfen? Der alte Witz, der schon so oft von dem Ministersessel kam: „Es sind Leutnants a. D. oder Reserveoffiziere, die fribieren", ist schal geworden. Eine Fülle von Zuschriften erhärtet, daß es ernste, im Dienst grau gewordene Männer sind, die Müller-Meiningens Monita fast Wort für Wort unterschreiben. Nicht viel ehemalige Generale freilich sind darunter. Die sind zumeist alt und sind ein bißchen stumpf geworden und quittieren für ihre staatliche Versorgung mit hochachtungsvollem Kopfnicken oder überpatriotischen Zeitungsartikeln. Aber aktive und inaktive Angehörige des Wehrstandes in den doch wohl auch urteilsreifen Jahren erhärten, daß eine Reform unseres Schulwesens im schweizerischen Sinne von selbst zu einer Verkürzung der Dienstzeit führen würde. Nicht plötzlich soll sich dieser Prozeß vollziehen. Was schweizerische Vaterlandsliebe in vielen Jahren erreichte, will bei uns erst Boden gewinnen, um zu wachsen. Daß aber dieses Ziel erstrebenswert bleibt, das muß jeder, der mit offenen, erfahrenen Augen den gewichtigen Ernst des militärischen Pflichtgefühls in dem freien Lande betrachtet, unumwunden zugeben.

Ein Armeesystem soll im Volke, im ganzen Volke wurzeln, tief und ehrlich und fest. Tut es das, wenn es nicht zurückschreckt vor der Pflege konfessioneller und sozialer Vorurteile? Wie töricht ist solches System und wie „hahnebüchen" seine Befürwortung durch einen Volksvertreter! Man rüstet fieberhaft für schwere Stunden, und die Herzen, die zum Siege verhelfen wollen und sollen, weist man verletzend zurück. Scheidemanns Warnungen sind ernst zu nehmen, und es ist etwas anderes als Mut, sie zu überhören. Die Lösung der Unteroffizierfrage entscheidet über die zusammenhaltende Kraft unseres Heeres. Aber überall Sperren und Hindernisse für das Emporkommen aus der breiten, bodenständigen Schicht, die schließlich den Ausschlag gibt. Prunk- und Paradedienst, Wach- und Burschendienst, Abkommandierungen in Kasinogärten und Schreibstuben, eine sorglose Zeitverschwendung überall. Einschränkende Befehle werden gegeben, aber der Nachdruck fehlt, gerade wie bei den Maßnahmen, um Soldatenmißhandlungen unmöglich zu machen. Solange man Vorgesetzte im Amt läßt, die solche infamen Schindereien nicht pflichtmäßig zu verhindern verstehen, solange man brutale Gemeinheiten mit lächerlichen Strafen belegt, solange geht man der Widerlichkeit jener Erscheinung nicht mit Ernst zu Leibe.

Müller-Meiningen sagte: mit der geltenden Ehrengerichtsordnung gebe man den Offizieren kein Recht und kein Gericht. Es gibt noch viel härtere Urteile über diese Institution, einige kann der Kriegsminister in Broschüren finden, wo gequälte Herzen sich Luft machen in zermürbendem Zwiespalt zwischen der Liebe zum Stande und dem Kampf gegen die Formen seiner Rechtspflege. Gleiche Opfer, gleiche Selbstentäußerung werden in Frieden und Krieg von dem Offizier der Garde und dem Mörchinger und Soldauer Kameraden verlangt. Auch Leute mit gestickten Kragen können fürs Vaterland nur einmal sterben. Ist der Appell an die Heeresverwaltung — oder an eine höhere Stelle — ungerechtfertigt, das einsichtigere Frankreich zum Musterzunehmen? Und wenn wir echte, ehrliche, rückhaltslose Kameradschaft wollen, die ja dem Namen nach von den Hurrapatrioten so hoch geschätzt wird, so können wir auch dem Offizierkorps unseres österreichischen Bundesgenossen etwas absehen. Ob in Galizien oder in Bosnien oder in Wien — da gibt es keinen Klassengeist im Heere. An unsere Vorpostenkompagnie kam einst in der Nacht ein feudaler Dragoneroffizier auf müdem Pferd herangestolpert. Wir kochten für ihn, gaben ihm von unseren einfachen Konserven und entzogen den eigenen Gäulen das Futter, um den seinigen zu pflegen. Er dankte leutselig — aber am anderen Tage, beim Rücktransport im Eisenbahnabteil, erkannte er die — Kameraden nicht.

Einem Abgeordneten, der unermüdlich zum Besten des Heeres seine Stimme erschallen läßt, wird das Heer dankbar sein. Stumm natürlich und ohne äußeren Beifall, denn bei uns wird der allzu intime Anschluß an die Vertreter des Volkes, wenn sie nicht der herrschenden Klasse angehören, leicht zugeschwer. Aber die Inaktivität, soweit sie die Zugluft aus leer bleibenden Knopflöchern ertragen kann, wird nicht versäumen, dem gestrigen Redner der Fortschrittlichen Volkspartei ihre Anerkennung auszusprechen.

Major a. D. **E. Moraht.**

*

Der Kriegsminister gegen den Reichskanzler und das Auswärtige Amt.

Schon im Leitartikel des heutigen Morgenblattes haben wir darauf hingewiesen, daß der Kriegsminister, Herr v. Heeringen, gestern im Reichstag von den Unzulänglichkeiten der deutschen Diplomatie gesprochen und gerade in ihnen eine Begründung für die Heeresvermehrung gesehen hat. Wir haben nunmehr in dem stenographischen Bericht, den die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" veröffentlicht, die Rede des Kriegsministers noch einmal nachgelesen, und wir wollen die betreffenden Sätze hier im Wortlaut wiedergeben. Herr v. Heeringen hat gestern im Reichstag erklärt:

„Herr Müller-Meiningen sagte, die Militärverwaltung hätte sich von den Ereignissen auf dem Balkan überraschen lassen. Ich glaube, das ist richtig. Das ist aber auch anderen und wohl auch dem Herrn Abgeordneten so gegangen. (Stürmische Heiterkeit.) Wenn weiter gesagt wird, daß die Heeresvorlage das Ergebnis sei, **weil die Heeresverwaltung mit den Erfolgen der Diplomatie nicht einverstanden ist,** so wäre aus diesen beiden Momenten die Begründung der Vorlage von selbst gegeben. Wenn jetzt eine neue Situation eingetreten ist, und **wenn die Erfolge der Diplomatie den Erwartungen der Heeresverwaltung nicht entsprechen,** so hat sie nur richtig gehandelt."

Der Kriegsminister sagt hier also gerade heraus, daß „die Erfolge der Diplomatie den Erwartungen der Heeresverwaltung" nicht entsprochen hätten. Die auswärtige Politik des Deutschen Reiches, die Herrn v. Heeringen und die Heeresverwaltung so sehr enttäuscht hat, wird bestimmt durch das Auswärtige Amt und ge-

Hermann Bahr als Jubelgreis.

Von [Nachdruck verboten.]

Stefan Grossmann.

Ein weiser Mann, der das Geschäft, immer die letzte Vernünftigkeit zu sagen, beigelegt hat, warnte unlängst vor der Feier des fünfzigsten Geburtstages unserer Künstler. Es würden, meinte der weiseste Mann von Niedereuropa, zuviel freundliche Dinge gesagt, da dürfte er, der gerechteste Kammacher, mit Ernüchterungsreden dreinfahren! Aber ein einziges Wort von Gerhart Hauptmann widerlegt diesen Alkazit-Nüchternen. „Ich wußte gar nicht," sagte Hauptmann neulich zu den Leipziger Studenten, „wie viel Liebe mir in Deutschland blüht." Wahrhaftig, wir Deutschen, stets geleitet von etlichen ganz kritischen Kritikern, verwöhnen unsere Dichter nicht . . . Wenn diese fünfzigsten Geburtstage nur eine Gelegenheit wären, uns einmal nicht hundeschnauzig zu benehmen, so wären sie gerechtfertigt. Deutsche Schamhaftigkeit verhindert so viel Liebeserklärungen! Hier muß der Kalender einmal der Anlaß, Hemmungen fallen zu lassen.

Hermann Bahr (der in kurzer Zeit auch ein Fünfziger wird) muß sich nun allerdings nicht zum Jubelgreis. Zwar sieht er jetzt aus, wie man sich den lieben Gott vorstellt, breitschultrig, hochgewachsen, mit wallendem graukilbernen Bart, feierlich gewölbter Stirn und etwas krausen Locken. Er hat auch Stunden, wo er sich in seiner Salzburger Höhe schon ganz entrückt vorkommt, freut sich des lindesten Wind, an dem tiefblauen Himmel, an ein bißchen Musik und wahrscheinlich sogar am Salzburger Bier. Man kann sich diesen Hermann Bahr ganz gut in blauem, härenem Gewand, die offene Brust den Winden preisgeben, von Wurzeln und Spinnen sich nährend, vorstellen . . . Er wollen aber steigt er ins Tal, zieht ein gesteiftes Frackhemd an, erscheint in Zylinder und schwarzer Krawatte in sämtlichen deutschen Kurortssälen von Lindau bis Königsberg und erweist sich als der liebenswürdigste Plauderer Deutschlands, als der, von dem man seit zwanzig Jahren das deutsche Lustspiel mit Recht erwartet. Jedoch je weiser Hermann Bahr wird, desto weniger gern steigt er zu den Niederungen der Menschen herab und desto ähnlicher wird er dem lieben Gott, der niemanden zu sich heranläßt.

Im Ernst: dieser gute Kamerad und am willigsten anerkennende Kritiker, von der Vorsehung zur besten Art Geselligkeit bestimmt, der geschaffene „Literaturhauptmann", wie ihn Theodor Herzl einmal nannte, sitzt da in Salzburg ohne Regiment, fast ohne Freunde, mit dem Wien schmollend und mit ganz Oesterreich „böse". Es liegt nicht an Bahr. Dies war von jeher seine beste Seite: er gehörte zu den Wenigen, denen das Jasagen Freude macht, und er hatte ein Organ, dessen Ja „laut und vernehmlich" tönte, wie's in der Eidesformel heißt. Daß es heute ein dichterisches Jungösterreich gibt, ist diesem hell tönenden Organ zu danken. Oh, wie konnte er schmettern!

Mit was für einem prachtvollen Posaunenstoß hat er seinerzeit Loris, den späteren Hugo v. Hofmannsthal entdeckt! Wie hat er die Trompete für Arthur Schnitzler geblasen, obwohl er zuweilen leise Regungen „contra" gefühlt, aber was ging das die Menge an? Wie hat er uns junge Leute, alle, in den Zeiten der inneren Unsicherheit durch sein gutes Ja! gekräftigt und gefestigt! Wie hat er den heiligen Frühling der Wiener Sezession begrüßt! Was war das für ein prachtvolles Rufen und Ringen für Gustav Klimt und Otto Wagner! Wie war er mit Mahler verbunden! . . . Damals wandelte er noch gern auf Erden, aber seine Hilfe war dem kühnen Künstler so sicher wie die Hilfe Gottes . . .

Es gibt jetzt in ganz Deutschland, von dem verarmten Wien nicht zu reden, keinen so freudigen Anerkenner mehr wie Hermann Bahr, vor allem keinen mit diesem schmetternden Organ, will sagen: mit so viel Stille und Zuhören erzeugenden Autorität. Das kommt daher, daß Bahr eigentlich stets ein gut gelaunter Mann war, ein Mensch, der immer wieder seine Heiterkeit fand. Ich glaube wohl, und seine Schmerzenskinder beweisen es, daß er gelegentlich von allerlei schwermütigen und düsteren Anwandlungen heimgesucht wird, aber es steckt in dem problematischen Hermann glücklicherweise auch ein bauernschlauer, gewitzter, urgesund selbstsicher Bahr, der richtige „gehaute" Oberösterreicher, der allerlei gewundene Wege zum Licht sucht und findet. Dieses Bedürfnis, auf Schleichwegen ans Licht zu kommen, macht die pfiffige Logik und Psychologie seiner Lustspiele aus. Es ist das ins Geistige übersetzte schlaue Lächeln des Oberösterreichers, der „s" auskennt".

In der letzten Zeit ist Hermann Bahr dem lieben Gott schon gar zu ähnlich geworden. Er hat sogar, verdrossen über die Wiener Verkleinerungssucht, die nur den mediocren und geschäftigen Burschen günstig ist, sein Wiener Heim aufgelöst und thront in Salzburg auf dem Berge. Aber hier in Berlin sitzt eine etwas vergrämte Dame und wartet auf ihn. Sie ist nicht mehr in den jüngsten Jahren, aber sie will doch noch „erlöst" werden. Unter den wenigen kultivierten Menschen, die für die höchst anspruchsvolle Dame in Betracht kommen, ist Hermann Bahr der wichtigste. Die Dame wartet unverzagt und hofft unverdrossen, daß ihr Hermann eines Morgens doch noch gut gelaunt vom Berge des Propheten niedersteige zu ihr, zur deutschen Komödie!

Das Neueste!

Pariser Modedinge.

Von [Nachdruck verboten.]

Julie Elias.

Es ist in der Tat bedrückend, was man in der Mode von Saison zu Saison neu zu lernen hat. Ich denke manchmal, wie wohl jeder denkt: die anderen Berufe sind doch besser. Was man als Grundlage dort erlernt, das weiß man, das behält man, das sitzt fest in Zeit und Ewigkeit. Im Modefach aber muß man dauernd und mit Windeseile umlernen, muß die Errungenschaft von gestern vergessen und dabei überzeugt sein, daß das heut Erkannte vielleicht schon übermorgen keine Geltung mehr hat. Bereits Stephane Mallarmé hat darüber gejammert, als er 1876 sein geistreiches Modejournal „La dernière mode" redigierte. Immer, wenn ich in Paris ankomme, dem großen Gualkasten", wie der jetzt so aktuelle Hebbel sagt, verblassen meine Kenntnisse der Modedinge vor der Weisheit des jüngsten Mannequins, der in irgendeinem großen Schneiderhause angestellt ist: ich bin seit zwanzig Jahren vom Metier, und doch eine Ignorantin, — der kleine Mannequin aber fängt eben erst an und ist bereits mitten drin.

Und nicht das nur muß man sich aneignen, was sachlich die Mode will und bringt, auch über ihre Moralitäten, ihre launischen Anstandsregeln wird man sich zu unterrichten haben. Einst zeigte die Weiblichkeit, die junge wie die alte, ihre Arme, „mon bras si dodu", — jetzt zeigt man Hals und Beine. Im vorigen Jahr noch hielt man es für taktlos, den Rock zu schließen, obgleich Poiret es wollte, und mit Jungen den Hosenrock predigte. Die Zeit war seinem Ideal nicht reif. Da aber die Mode keine Konsequenz kennt, so ist jenes Ideal heute schon durch die „jupe-fendue" teilweise erfüllt. Beim oder nicht Beim, das ist jetzt durchaus nicht mehr die Frage, und auffallen werden nur häßliche Füße und Waden. . . . An sich ist der enge Rock für die Straße geblieben, wenn auch diese Enge manchmal nur auf einer Augentäuschung beruht. Falten, Plisses oder Raffungen decken nicht selten einen aufwärts laufenden Schlitz.

Nichts Treuloseres als die Modedame. Wie sie vor einem Jahre noch Poiret huldigte, so opfert sie heute dem neuen Manne, der — und das ist kein bloßer Zufall — ein Lehrling und Schüler Poirets ist. Der Umschwung geht gewöhnlich so von statten: die Pariserin, die durchaus nicht unüberlegt und leichtfertig bei der Zusammensetzung ihrer jeweiligen Garderobe verfährt, macht ihre Bestellungen keineswegs aufs Geratewohl bei dem Schneider, der sie das letztemal mit so